

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 2

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

so Desider Kovacs, der für diesmal dem Orchester entstieg und seine Auftrittsarie lieber italienisch als deutsch sang, Max Knapp, der treffliche Mime, der uns den Doktor Bartolo im Sturm vorführte, daß man's glauben mußte, Wilhelm Tisch, dessen Länge dem Heuchler Basilio wohl ansteht, und Bislaw Wosniak, der als Graf Almaviva die lyrische Brücke zu der andersgearteten Rosine schlug. Auch das skizzenhafte Bühnenbild Caspar Nehers, eines weiteren Gastes, war den Intentionen der Regie gut angepaßt. Kapellmeister Gottfried Beckers sicherer Stab zwang die ausgelassenen Geister auf der Bühne in den Bann der bezaubernden Musik.

Vielleicht wird uns Dr. Wälterlin das nächste Mal mit einer neuen Inszenierungsidee aufwarten, vielleicht dann ohne Anleihen bei Film und Dilettantenkomik. Daß das italienische Lustspiel — und dazu gehört auch Rossinis Buffooper — nicht nur auf Unterhaltung eingestellt sein muß, sondern einen hohen ästhetischen Genuß bereiten kann, und daß dabei das richtige Maß eine große Rolle spielt, das brachte einem die *Aufführung des Mailänder Goldoni-Theaters* unter der Leitung Cesco Baseggios recht zum Bewußtsein. Hier wurde das geboten, was uns die Rossini-Aufführung versagte.

Arnold Geering.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Machiavellis Staatsgedanke

Machiavelli hat als Staatsdenker auf alle nachfolgenden Jahrhunderte immer wieder eine faszinierende Wirkung ausgeübt und die Kette der verschiedenartigsten Betrachtungen über seine Konzeptionen scheint nie abreißen zu wollen. Mit seinem wohldurchdachten Buche «*Machiavellis Staatsgedanke*» stellt sich auch der Zürcher Historiker *Leonhard von Muralt* in diese große Reihe¹⁾. Obwohl Spezialist in Dingen der Renaissance, verzichtet er hier auf die Betrachtung der eigenen Zeit Machiavellis. Es handelt sich in seinem Buch vielmehr um ein höchst aktuelles Gespräch mit der Machiavelliforschung und um den interessanten Versuch eines Neuaufbaues der gesamten Staatsidee des großen Italieners. Muralt will in erster Linie das hervorheben, was Machiavelli *unserer* Zeit zu sagen hat. Und dies ist ein wahrhaft löbliches Unterfangen, denn die Historie soll nicht bei dem bloßen Betrachten des Vergangenen stehen bleiben.

Muralt steht bei der Behandlung von Machiavellis Staatsgedanke auf einem besondern und festen Standpunkt. Der Staat ist für ihn nicht ein Ding jenseits von Gut und Böse, das eigenen Gesetzen folgen darf, sondern er steht für ihn unter den gleichen Bindungen, unter denen das Einzelwesen steht. Somit befindet sich der Autor in jener großen Linie, die ihre Anfänge in Antike und Christentum sieht und weitergelebt hat im Naturrecht; einer Linie, als deren größter Vertreter in neuerer Zeit etwa Grotius zu nennen wäre.

Auf den ersten Blick erscheint diese christlich-naturrechtliche Gedankenwelt der machiavellistischen diametral entgegengesetzt. Seitdem aber Machiavelli seine Augen geschlossen hat, ist jene Diskussion darüber nie verstummt, ob er wirklich der Schöpfer jener verhängnisvollen Denkart gewesen ist, die nach ihm benannt wird, oder ob ihn nur das unglückliche Schicksal getroffen habe, als Urheber der Denkart zu gelten, die er als erster beim rechten Namen zu nennen wagte. Neben der laut auftretenden Schule der Machiavellisten und ihren eifrigen Bekämpfern hat es immer eine Linie in der Machiavelliforschung gegeben, die nach eingehender Prüfung zum Schluß gekommen ist, daß Machiavelli und der Machiavellismus zwei recht verschiedene Dinge seien. So hat auch vor einigen Jahren der Basler Kollege Muralts, *Werner Kaegi*, in seinen «Historischen Meditationen» diese Anschauung in

¹⁾ Leonhard v. Muralt: Machiavellis Staatsgedanke. Schwabe, Basel 1945.

neuer Art vertreten, die nun Muralt in weitläufigerer Untersuchung wieder aufnimmt. Er versucht uns klarzulegen, daß Machiavelli nicht nur um den «rechten Staat» wußte, sondern daß für ihn der «rechte Staat» auch das maßgebende gewesen sei. Diesen «rechten Staat» fand Machiavelli als Republikaner im Kleinstaat und unter den Kleinstaaten scheint der schweizerische in seinem Denken eine nicht geringe Rolle gespielt zu haben. So kann Muralt den kühnen Schritt tun und Machiavelli in seinem Verhältnis zur schweizerischen Staatsidee betrachten. Man könnte dabei fast in Versuchung kommen, dieses Buch einen «Machiavelli für Schweizer» zu nennen, wenn man nicht gar so weit gehen wollte, zu erklären, daß die eidgenössische Republik dem Staatsideal Machiavellis weitgehend entsprochen habe.

Das eingehend und eindringlich geschriebene Buch ist voller Anregungen und voll erstaunlicher Lösungen. Das alte Machiavelliproblem ist hier wieder einmal und dies in besonderer Art abgewandelt worden, ein Gewand, das für uns Schweizer von eigenem Interesse sein muß. Im wesentlichsten aber bleibt vielleicht die *Durchführung der Grundidee* des Verfassers, die er einmal folgendermaßen formuliert: «Heute weiß ich, daß die Geschichte nur dann bewundernd anerkennen darf, wenn sie auch vor der dämonischen Gefahr, die in den schöpferischen Leistungen droht, zu warnen versteht».

Ulrich Im Hof.

Gedanken über Politik und Staat

Es kommt nicht von ungefähr, daß sich in jüngster Zeit die staatsphilosophische Literatur einer neuen Blüte erfreut. Gewiß haben Sinn und Wesen der staatlichen Gemeinschaft in allen Jahrhunderten die Denker beschäftigt. Aber nur selten hat man mit beinahe schmerzhafter Schärfe wie heute die Notwendigkeit verspürt, das Verhältnis von Bürger und Staat, von individueller und kollektiver Sphäre, von Freiheit und Solidarität, in ihren Wechselbeziehungen erneut abzuklären. Es ist dies in der Tat der erfolgversprechendste Weg, um jene Irrlehre der politischen Praxis zu entkräften, welche seit einigen Jahrzehnten selbst die demokratischen Staaten bedroht, die Irrlehre nämlich, daß Staat und Volk identisch seien, daß sich das menschliche Dasein in der Zugehörigkeit zur staatlichen Gemeinschaft erschöpfe.

Es wäre eitel Selbstbetrug, wenn man annehmen wollte, daß die hier ange-tönte Problematik für uns Schweizer nicht aktuell sei. Mag uns das Wort Totalitarismus fremd klingen, so gilt das gleiche leider nicht für das Wort Etatismus. Wir verweisen hier auf eine aufschlußreiche Schrift von *Emile Duperrex* (Genf), die sich «*Les limites de l'étatisme en Suisse*» betitelt und auf einem Vortrag beruht, den der Verfasser vergangenen Sommer vor der Aktionsgemeinschaft Nationaler Wiederaufbau in Zürich hielt. Duperrex verfügt, dank seiner beruflichen Praxis als Vizedirektor eines großen Bankinstitutes, über eine reiche Erfahrung in Dingen unserer Volkswirtschaft. Als Frucht seiner Analyse ergibt sich, daß die Einmischung des Staates in die Erwerbswirtschaft bei uns einen Grad erreicht hat, der die bisherige Wirtschaftsstruktur der Schweiz in Frage stellt. Was der Verfasser anstrebt, ist eine zweckmäßige Aufgabenverteilung zwischen der öffentlichen und der privaten Hand. Der Staat soll sich als Sozialinstitution und Verwaltungskörper bewähren, aber er darf nicht länger die schöpferische Kraft des freien Unternehmers gefährden und lähmen¹⁾.

Nach dem Praktiker darf hier auch der Staatstheoretiker zu Worte kommen. Dr. *Josef Senn* (Luzern) will in einer Schrift über «*Die staatliche Gemeinschaft*» die Zielsetzung des Staates vom Standpunkte der christlichen Ethik aus bestimmen²⁾. Als einzigen Staatszweck läßt Senn das Gemeinwohl gelten, d. h. die Förderung jener materiellen und immateriellen Güter, welche nur durch die gemeinsame Anstrengung aller Volksgenossen erreicht und gesichert werden können. In diesen Aufgabenkreis gehören der Schutz der natürlichen und moralischen Existenz, der Freiheit, des Selbstbestimmungsrechtes, des Eigentums, der Verpflichtung von Mensch zu Mensch, der gemeinsamen Güter wie öffentliche Ruhe, Ordnung und Wohlstand,

¹⁾ Emile Duperrex: *Les limites de l'étatisme en Suisse*. Conférence présentée à l'Assemblée générale ordinaire du Redressement national à Zurich, 29 juin 1946.

²⁾ Josef Senn: *Die staatliche Gemeinschaft*. Eine grundsätzliche Einführung in das Wesen und die Zielsetzung des Staates. Rex-Verlag, Luzern 1946.

die soziale Gerechtigkeit und die Staatserhaltung. Der Staat ist, nach dieser an der katholischen Dogmatik orientierten Lehre, so sehr auf das Gemeinwohl hin bestimmt, daß jeder Staat vom rechten Wege abweicht, wenn er noch andere Ziele als das Gemeinwohl verfolgt. Als Christ und Katholik lehnt der Verfasser jede Auffassung ab, die den Staat als Selbstzweck betrachtet und den Menschen zum bloßen Mittel degradiert. Kirche und Staat haben ihre eigenen Rechte und beide müssen gemeinsam dazu beitragen, daß der Mensch seine Bestimmung erreiche. Eine versöhnliche und tiefkluge Staatsphilosophie, die fast durchwegs auch für den Nichtkatholiken als Basis gelten kann.

Ein völlig anderes, sozusagen unproblematisches Denken verrät die Schrift des Engländers *William Gerard Hamilton* über «*Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik*»³⁾. Hamilton (1728—1796) ist kein Kind unserer Zeit; aber es scheint uns angemessen, sein Büchlein gerade in diesem Zusammenhange zu erwähnen, weil es uns zum Bewußtsein bringt, wie weit sich — glücklicherweise — die neueste staatspolitische Literatur von einer rein pragmatischen Auffassung der öffentlichen Dinge entfernt hat. William Hamilton war zu seiner Zeit einer der glänzendsten Parlamentsredner, und sein Büchlein will denn auch nichts anderes sein als eine Sammlung parlamentarischer Klugheitsregeln für den erfolgreichen Volksvertreter. In diesem Sinne ist es, trotz seiner fast machiavellistischen Grundtendenz, auch noch heute durchaus lesenswert.

Erwähnen wir schließlich ein Buch, das im besten Sinne konstruktiv sein und aus dem Schiffbruch des deutschen Machtstaates die sich aufdrängenden Konsequenzen ziehen will. Es stammt von dem Österreicher *Karl Gruber*, gegenwärtigem Außenminister der neuerstandenen Republik Österreich. Die Schrift Grubers nennt sich «*Politik der Mitte*» und ihr besonderer Reiz liegt darin, daß sie im düsteren Sommer 1940 in Berlin niedergeschrieben wurde und als Manuskript innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung, der österreichischen Kolonie und der antifaschistischen Betriebszellen von Hand zu Hand ging⁴⁾. In jenen Jahren der Bewährung hat sich Gruber Grundsätze einer neuen öffentlichen Ordnung zurechtgelegt, die sich sowohl auf die innere wie auf die äußere Organisation der Staaten beziehen. Für die Neuschaffung der innerstaatlichen Ordnung geht der Verfasser von dem soziologischen Prinzip aus, daß «die Mittelschicht dem Einkommen nach echte Mitte werden muß». Der rein negative Antimarxismus müsse über Bord geworfen werden, um einer konstruktiven politischen Idee Platz zu machen. Echte Mitte setzt Vermittlung voraus zwischen dem revolutionären Ansturm der Linken und dem starren Konservatismus der Rechten. Ein lebensfähiger Mittelstand soll deshalb zum Träger des Staates werden.

Diese typisch österreichische Idee, die auf der bitteren Erfahrung mangelnden Verständigungswillens der einzelnen Bevölkerungsschichten im Vorkriegsstaate beruht, wird von Gruber auch ins Außenpolitische übersetzt. An die Stelle «hochtrabender Sendungsideen» soll der angloamerikanische «common sense» treten. Als wesentliches Element des Fortschritts gilt die *Beschränkung der staatlichen Souveränität*, im Interesse einer internationalen Garantie der Gesetzherrschaft in den Nationalstaaten. Eine vernünftige Rüstungsbeschränkung hat die Voraussetzungen zu schaffen für die notwendige Ausdehnung der wirtschaftlichen Konsumsphäre. Andererseits müssen die Solidarität der Völker und die Universalität des Rechtsgedankens durch die Verwirklichung einer internationalen Armee gesichert werden. — Diese hier nur stichwortartig erwähnten Gedanken Grubers lassen erkennen, daß der Verfasser den Prinzipien einer konsequenten Wohlfahrtspolitik, sowohl auf nationalem wie internationalem Gebiete, zum Durchbruch verhelfen möchte. Angesichts des Chaos, welches die nationalistische Prestigepolitik in Europa angerichtet hat, kann man den zweckgerichteten Idealismus des österreichischen Außenministers nur mit Sympathie begrüßen, auch wenn seine Ideen noch der Systematisierung und Klärung bedürfen.

Paul Weber.

³⁾ William Gerard Hamilton: *Parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik*. Aus dem Englischen übersetzt und nach Materien geordnet von Robert v. Mohl. Neu herausgegeben und bearbeitet von Charles Brütsch. Societas-Verlag, Zürich 1946.

⁴⁾ Karl Gruber: *Politik der Mitte*. Europa-Verlag, Zürich-Wien 1946.

Zur amerikanischen Nachkriegspolitik

Sumner Welles, ehemaliger Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt unter Roosevelt, und seit Jahren führender Kommentator und Publizist in Fragen der amerikanischen Außenpolitik, setzt sich mit seinem Buch *«Where are we heading?»* in weitauszuholenden Ausführungen von Neuem mit den Problemen der heutigen Weltpolitik auseinander. Er hatte in einem 1944 erschienenen Werk *«The Time for Decision»* (deutsch: *«Jetzt oder nie»* — s. die Besprechung im Augustheft 1946, S. 314/15) zu der durch den Zweiten Weltkrieg für die U.S.A. entstandenen, unwälvend veränderten Lage Stellung genommen. In dem jetzt vorliegenden Werk äußert sich Welles zu der durch die Kriegsbeendigung und das Problem des Wiederaufbaus bedingten Situation¹⁾.

Heute wird jeder Europäer, der um die Gegenwart unseres Kontinents und das politische Schicksal der Welt besorgt ist, die Arbeit eines so kompetenten und die beste amerikanische Tradition verkörpernden Mannes — Sproß des puritanischen Neu-England — zur Hand nehmen; denn was Amerika zur Gegenwart zu sagen hat, kann uns nicht mehr gleichgültig sein.

Welles' Buch hält die Mitte zwischen politischer Chronik, analytischem Kommentar und politischer Programmatik, wie sie nur ein im aufwühlenden Geschehen selbst mittendrin Stehender und selbst jeden Augenblick möglicherweise wieder Beauftragter zu bieten vermag. Welles besitzt die den Staatsmann auszeichnende Gabe zusammenfassender Charakteristik, aber auch die dem Politiker eigene Neigung der einseitigen, willensbedingten Einstellung. Er spricht naturgemäß als Anwalt Amerikas. Aus seinen Sympathien und Antipathien macht er kein Hehl — die führenden Staatsmänner werden schonungslos taxiert.

Das Buch wird von Roosevelts Persönlichkeit überstrahlt. Es beginnt mit den Besprechungen Churchill-Roosevelt von 1941 zur Vereinbarung der Atlantic Charter, an denen Welles noch persönlich und amtlich beteiligt war. Roosevelt legte — nach Welles — mit den vier Freiheiten und der Charter der United Nations die programmatischen Grundlagen einer zukünftigen Weltordnung. Das Buch belegt, wie sehr die nachfolgenden Verwalter von Amerikas Politik sich von dem von Roosevelt geschaffenen Werk entfernt haben, wie sehr sie den darin niedergelegten Prinzipien untreu geworden sind. Welles bestreitet, daß Roosevelt an den Konferenzen von Teheran und Yalta bereits unzulässige Abstriche am amerikanischen Programm gemacht haben soll. Der verstorbene Präsident war stark genug, um durch die Situation gerechtfertigte Konzessionen zu machen, weil er auf der Einhaltung der übergeordneten Prinzipien bestand; z. B. im Balkan auf dem Grundsatz, daß Rußland eine freie Meinungsäußerung der Völker zu respektieren habe. In der Entwicklung bis zum letzten Sommer (das Buch erschien letzten Herbst in den U.S.A.) sieht Welles eine «flagrante Verleugnung der in der Atlantic Charter übernommenen Verpflichtungen», einen «Kompromiß zwischen Machtpolitik (power politics) und schwächerer Nachgiebigkeit». Er beklagt, daß, nachdem Roosevelt die Gründung der UNO noch vor dem Kriegsende unter Dach zu bringen vermochte, ein Gleiches nicht mit den Plänen für Deutschland geschehen sei, bezüglich dessen Schicksal sich die U.S.A. die Initiative haben entwinden lassen. Er konstatiert auch eine eher rückläufige Entwicklung im guten Verhältnis der amerikanischen Republiken untereinander. In der Schlußbilanz zeigt er, daß der Vorschußkredit, den die Welt (außer USSR) seinem Lande gewährte, aufgebraucht ist.

Welles' Ratschläge lauten: Treue zu den eigenen Grundsätzen, vor allem Führung einer von den andern Staaten als verlässlich erachteten Politik, denn Amerikas Weltstellung beruht nicht nur auf Machtpositionen, sondern ebenso sehr auf «moral leadership». Die Fehler, die gemacht wurden, sind zwar eher taktischer und persönlicher als grundsätzlicher Natur, weshalb Welles nicht verzweifelt und sich von glücklicheren personellen Verhältnissen, wie sie seither im Außenamt eingetreten sind, eine mögliche Besserung verspricht.

Die Auseinandersetzung mit Rußland ist das Kernproblem. Das hatte Roosevelt erfaßt und darnach habe er auch gehandelt. Rußland und Amerika sind antagonistische «Systeme». Aber Roosevelt plante auf weite Sicht. Welles unterstreicht stark die Bedeutung des «time factor». Da die allgemeine Tendenz doch eher auf

¹⁾ Sumner Welles: *Where are we heading?* Harper, New York 1946.

eine Abschwächung als auf eine Verstärkung der Gegensätze der dem freien Markt und Kapitalismus verhafteten westlichen Welt und der dem «Weltkommunismus» verschriebenen östlichen hindeutet, hat er auf eine Politik der Zusammenarbeit hingesteuert und nicht auf Krieg (was von Rußland auch gewürdigt wurde). Seinem Nachfolger kreidet Welles bald zu große Nachgiebigkeit, bald unnötige Schärfe des Vorgehens an.

Die amerikanische Politik ist auf dem Experiment der UNO aufgebaut. Diese Haltung entspringt der Erfahrung, daß heute Politik nurmehr auf universellen Basis getrieben werden kann («One World»). Das Staatsdepartement hat sich nicht zu einem regionalistischen Programm bekannt, da die regionalen Kombinationen dem Rahmen der allgemeinen Organisation einzugliedern sind. Hingegen bekennt sich Welles ausdrücklich zu der in der Atlantik Charter und der UNO niedergelegten «sovereign equality» der Staaten.

Aus Welles' Ausführungen spricht der Geist eines selbstbewußten Amerikanertums. Großbritannien wenden sich die Sympathien des Verfassers nicht speziell zu; hingegen spürt man dauernd, daß er die Interessen Italiens, Frankreichs, der Niederlande etc. gewahrt sehen möchte. Den Hinfall von Deutschlands zentraler Machtposition verschmerzt Welles ohne Kummer; aber er erhebt energisch Einspruch gegen die Konzession der Neiße-Oder-Grenze an Polen.

Das Ziel Amerikas kann nicht Krieg mit Rußland sein. «Denn wenn ein Zusammenstoß und Krieg vermieden werden können, so kann das der Sache Amerikas und der liberalen Demokratie in der Welt nur förderlich sein».

Welles widmet drei Kapitel der allgemeinen Problematik, ebenso viele der außereuropäischen Welt, eines der europäischen. Sein Buch stellt insgesamt eine Geschichte der Weltpolitik seit der Moskauer Konferenz von 1943 dar.

Max Silberschmidt.

Schwäbisch-Alemannische Demokratie

Vor einiger Zeit machte im Südwesten Deutschlands ein Buch von sich reden, das sich «Schwäbisch-Alemannische Demokratie» und dessen Verfasser sich Otto Feger nennt¹⁾. Dieser verlangt ein «Autonomes Alemannien», das von Alemannen und Schwaben bevölkert wird, die es als geborene Pazifisten insgesamt satt haben; immer wieder in die weltgeschichtlichen Händel hineingezerrt zu werden. Sie wollen so etwas wie eine neue Eidgenossenschaft gründen, um es eines Tages so gut zu haben wie die alte, und beabsichtigen, vom Fremdenverkehr und verarbeitender Industrie zu leben. Die Abwesenheit aller industriellen Rohstoffe gibt dem Ausland die Gewähr, daß keine Tanks gebaut werden. «Ein Kriegsministerium fehlt, wir werden es aber auch weder nötig haben noch wünschen. Für die Ordnung unseres ruhigen und keineswegs gewalttätigen Volksschlages wird die Polizei genügen». Kurz und gut: Während die Stürme der Weltgeschichte unseren Planeten umrasen, werden die Fensterläden des autonomen Alemannien fest verrammelt und alle Beziehungen zur Umwelt abgebrochen, außer den geistigen (das versteht sich) und den wirtschaftlich nützlichen (das versteht sich von selbst und erst recht). Denn die Abwesenheit aller Rohstoffe verhindert nicht nur den Bau von Kasernen und Kanonen, sondern auch die Beheizung der Öfen, hinter denen man sich auf keinen Fall mehr hervorlocken lassen will.

Man könnte diesen «Schwabenstreich» auf sich beruhen lassen, wenn er nicht dazu angetan wäre, weitere Verwirrung zu stiften. Denn er gibt eine falsche Antwort auf eine an sich richtig gestellte Frage. Diese lautet: Wie kann verhindert werden, daß noch einmal ein deutscher Zentralismus einen neuen nationalistischen und totalen Staat mit allen seinen verheerenden Folgen für die Welt, insbesondere aber für Deutschland selbst, zu schaffen vermag. Wie kann verhindert werden, daß die Ideologie einer zukünftigen Zentralinstanz, die unter allen Umständen in krassem Gegensatz zum tatsächlichen Willen des deutschen Volkes steht, diesem — heute auf rein formal-demokratischem Weg — von oben her aufgezwungen wird? Unser alemannischer Autonomist gibt darauf die falsche, nämlich die separatistische Antwort und weckt so den Jubel der Zentralisten, weil sie wieder einmal den Be-

¹⁾ Weller, Konstanz 1946.

weis dafür zu erhalten glauben, daß alle Gegner des Zentralismus Separatisten sind. Also auch die Föderalisten.

Dies ist eine Unwahrheit, die um so eher geglaubt wird, als die unselige Zerstückelung Deutschlands in Zonen das Verlangen nach Einheit naturgemäß steigert. Gerade der Föderalist hält die gegenwärtige Zerschneidung Deutschlands in Zonen für ein Unglück, weil er ganz Deutschland meint. Aber er ist aus Kenntnis der deutschen Geschichte davon überzeugt, daß Zentralismus und Separatismus einander bedingen, daß sie zusammengehören und daß beide von Übel sind. Immer hat ein starrer Zentralismus in Deutschland separatistische Tendenzen geweckt und immer hat der Separatismus eine zentralistische Reaktion ins Leben gerufen. Deshalb glaubt der ehrliche Föderalist, daß nur die Mitte zwischen beiden Tendenzen Deutschland zum Heile gereicht. Nur aus den Ländern, aus denen sich die Verschiedenartigkeit der deutschen Stämme und Landschaften mit ihren verschiedenartigen Überlieferungen entfalten kann, vermag ein in einem Bundesstaat geeintes Deutschland zu entstehen, das keinem nationalistischen Mythos und keiner machtpolitischen Verblendung mehr anheimfallen kann. Wenn wir das Land Bayern bejahen, so geschieht das auch um Deutschlands willen gegen jene, die es um Bayern willen verleugnen möchten, und wenn wir Deutschland bejahen, wenden wir uns zugleich gegen jene, die es um Bayerns willen verleugnen möchten. Dies ist die gesunde und zukunfts-trächtige Mitte, von welcher der Dichter Ludwig Strauss sagt: «Zweierlei Mitte kenne ich / Die eine ängstlich berechnend / rückt zwischen links und rechts sich auf der Fläche zurecht / Aber die andere wohnt im Herzen der Kugel / Durchfahren von den Achsen der Welt / Hält sie die Pole vereint». Suebus.

Ich wählte die Freiheit

Unter diesem Titel ist im *Thomas-Verlag* Zürich die deutsche Übersetzung des alarmierenden Bekenntnisses des hohen Sowjetbeamten *Victor Kravchenko* erschienen. Erstmals wird hier von einem Mitglied der russischen kommunistischen Partei, das zahlreiche wichtige Posten der Volkswirtschaft der UdSSR bekleidete, so als Chef der Munitionsabteilung des Kreml, als Direktor einer Gruppe großer Industriebetriebe in Moskau und als Beamter der Sowjet-Einkaufskommission in Washington, der eiserne Vorhang vor der grausamsten Diktatur der Welt gelüftet.

Dieser *Vertreter der russischen Regierung* schenkte damit der noch freien Welt ein Werk, dem vielleicht der heutige politische Kurswechsel der U.S.A. gegenüber Stalin zum Teil zuzuschreiben ist. Dieser Mahner, der der freien Welt eine Hölle zeigt, der vor unsern Augen das sowjetrussische Terrorregime mit seinen rund zwanzig Millionen Konzentrationslagerhäftlingen, seiner geheimen Staatspolizei, die im Blute der russischen Bürger die Macht aufrecht erhält und den Hungersnöten der russischen Bauern schildert, ist mehr noch als ein *Rauschning des Ostens*.

Das ganze Buch ist ein einziger Schrei, der niemals ungehört verhallen darf, um unserer und unserer Kinder Freiheit willen, um der Verhütung des dritten Weltkrieges und um der Rettung des Abendlandes willen. Kravchenko führt uns durch sein ganzes Leben hindurch von seiner, während der *blutigen Revolution* erlebten Kindheit, über seine Studienzeit und Parteitätigkeit bis zum schlußendlichen Ruhm als hoher Beamter seines Landes. Er schildert uns das Vorgehen bei der *planmäßigen Aushungerung* ganzer Dörfer, dessen Bauern sich weigerten, in die Kolchase einzutreten. Kravchenko führt uns weiter zu den *Säuberungsgerichten* und Monsterprozessen, wo es nicht um Schuld und Sühne bestimmter Personen ging, sondern um die absolute Festigung der Macht Stalins. Millionen von Köpfen rollten damals, um den einen Kopf, jenen des Diktators, auf Lebzeiten zu sichern. Wir betreten mit dem Autor die scheußlichen *Folterkabinette* der Geheimpolizei, wo mit wissenschaftlich-sadistischen Methoden Geständnisse aus Unschuldigen herausgepreßt werden. Der administrative Aufbau, die *Arbeit der geheimen Staatspolizei* und der *Spionage* wird an Hand eindrucklicher Beispiele dargelegt. Schließlich erleben wir *Rußland während des Krieges*, wo tausende und abertausende sogenannter Provokateure und Deserteure erschossen wurden. All das kann man nicht mit wenigen Worten schildern, man muß die Anklagen gelesen haben. Vielleicht sagt der folgende Abschnitt aus Kravchenkos Buch mehr als alle weiteren Worte:

«Die stalinistische Diktatur dauert in ihrer Grausamkeit und Macht weiter, und die Methoden ihres Terrors sind nicht gemildert worden. Ich darf von einem Durchschnittsbürger einer demokratischen Nation nicht erwarten, daß er das wahre Wesen einer totalitären Tyrannei versteht. Jene Männer, die die Anklagen gegen die Naziverbrecher entwarfen, kamen mit ihrer Schilderung der Naziregierung einem solchen Verständnis nahe. Als ich ihr Dokument las, konnte ich nicht umhin, auszurufen: Hier endlich finde ich eine treffende Beschreibung des Sowjetregimes! *Wir brauchen bloß einige Namen zu ändern, das Wort «Nazi» mit «Sowjet» zu vertauschen, und wir erhalten ein getreues Bild der Kremldregierung».*

Ebenso aufschlußreich wie die Kapitel über das heutige Sowjet-«Paradies» sind die Abrechnungen mit den Männern, die sich als Rußlandkenner ausgeben, so mit Wendell Willkie, mit dem Botschafter Davies und *Henry Wallace*, von dem Kravchenko sagt:

«Ich konnte meinen Ohren nicht trauen — der Vizepräsident einer demokratischen Regierung pries die «*Wirtschaftsdemokratie*» in Stalins Polizeistaat. Unsere Geheim- und Spezialdepartemente in jeder Fabrik, unsere staatlich kontrollierten Gewerkschaften, unsere Mängel an wirklichem Kollektivhandel, die Todesstrafe für Streikversuche, das Stachanow- und andere Lohnsysteme, Arbeitspässe, Gesetze, die eine Verspätung von 20 Minuten mit Hunger und Zwangsarbeit bestrafen — war es möglich, daß Herr Wallace alle diese Gemeinplätze unseres Landes nicht kannte, oder deutete er sie tatsächlich als Aspekte der «*Wirtschaftsdemokratie*»?

Über *Wendell Willkies* Buch «*One world*» lesen wir u. a.:

«Beim Lesen seiner russischen Kapitel hatte ich das Gefühl, er spreche von einem Land, das ich noch nie gesehen hatte, einem Land irgendwo hinter dem Mond. Das Buch war ein prächtiger *Triumph der totalitären Propaganda*».

Schließlich urteilt Kravchenko über *Joseph E. Davies* Buch «*Mission to Moscow*» und dessen Verfilmung u. a. folgendermaßen:

«Was ich hier sah, war eine brutale und grobe Beleidigung der russischen Nation — eine Karrikatur ihrer Revolution und eine Verhöhnung ihrer langen Leiden. Das Buch war mehr dumm als schlecht. Eine Mischung aus *Unwissenheit und Fälschung* und größtenteils einfach töricht».

Um uns künftig vor solchen Sowjetaposteln zu schützen, müssen wir alle, die wir an die Gerechtigkeit der Demokratie und an die Freiheit der Menschen glauben, das Buch von Kravchenko lesen. Wir sind überzeugt, daß nach dessen Lektüre der Autor uns nicht mehr zurufen müßte:

«Die stalinistische Propaganda ist im Ausland erfolgreicher gewesen, als wir es in Rußland vermuteten. Das Märchen eines glücklichen «sozialistischen» Landes gilt im Inneren Rußlands als ein grobes Stück totalitären Geschwätzes. Von einem Großteil junger Männer und Frauen aber, die in der demokratischen Außenwelt die öffentliche Meinung schaffen, wird es fast wörtlich, feierlich und mit religiöser Inbrunst geglaubt».

Heinz Schmutz.

Kunstabücher

Um diese Sammelbesprechung chronologisch zu beginnen, seien als erstes die «*Bemerkungen zur ägyptischen Baukunst des alten Reiches*» von *Herbert Ricke* genannt, die in den vom *Borchardt-Institut* in Kairo herausgegebenen «*Beiträgen zur ägyptischen Bauforschung und Altertumskunde*» 1944 in Zürich erschienen sind. Diese Publikation verdient es, bei uns ganz besonders beachtet zu werden, denn das vom verstorbenen Ägyptologen Borchardt gegründete und nach ihm benannte Institut in Kairo figuriert heute aus politischen Gründen als schweizerische Stiftung. Darüber können wir uns freuen, denn es ist zu hoffen, daß dadurch das Interesse für ägyptische Archäologie und überhaupt für universale Probleme der Kunstgeschichte bei uns doch etwas mehr als bisher gepflegt wird; dies umso mehr, als das genannte Institut sich hier mit einer außerordentlich wertvollen Arbeit einführt. — Das vorliegende Werk behandelt Bauten einer der ältesten und wichtigsten Perioden der ägyptischen Geschichte, die in der Zwischenkriegszeit ausgegraben wurden und noch in die Zeit der dritten Dynastie (um 3000 v. Chr.) zurückgehen: nämlich die

Grabanlagen des Königs Djoser in Sakkara. Wir erfahren, daß die Stufenpyramide und die Grabkammer als Monumentalisierung des Hügelgrabs der oberägyptischen Nomaden zu verstehen sind und daß auch der den Palast des lebenden Königs in Stein wiedergebende Palast des Toten Motive der oberägyptischen Holzbauweise aufweist. Sonst aber folgt dieser Totenpalast den von der seßhaften Bauernbevölkerung Unterägyptens geschaffenen Ziegelbauten. Der Verfasser zeigt uns, daß wir diese Wiedergabe älterer Techniken und Formen nicht nach unsern abendländischen Maßstäben beurteilen dürfen. All diese Formen, die einesteils auf die oberägyptische Nomaden-, andernteils auf die unterägyptische Bauernkultur zurückgehen, sind, wegen ihres Symbolgehalts, hier beibehalten und in Stein wiedergegeben worden. Von besonderem Interesse ist die Behandlung noch anderer wichtiger architektonischer Grundfragen, die selbst für unsere eigene Gegenwart von Bedeutung sind. So setzt der Verfasser den ägyptischen Stilwillen unserm von den Griechen ererbten Formempfinden gegenüber; er kommt auf Zusammenhänge zwischen Bau und Landschaft zu sprechen und wendet sich in sehr erfreulicher Weise auch gegen die bisher so beliebte Erklärung historischer Vorgänge durch die Methoden des ästhetischen Materialismus.

Das Buch von *Philipp Schweinfurth*, «*Die byzantinische Frage*» (*Kupferberg*, Berlin), ist in der Hauptsache eine Darstellung der Entwicklung der byzantinischen Kunst vom 5. Jahrhundert bis in das Mittelalter hinein. Wir werden zunächst über die historischen Grundlagen der byzantinischen Kunst orientiert, worauf erst die eigentliche Blütezeit im 5. und 6. Jahrhundert, dann das Werden der jüngeren byzantinischen Kunst in den Balkanländern und Rußland charakterisiert werden. Eine Abhandlung über die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Abendland und Byzanz, also die sog. «byzantinische Frage», bildet den Abschluß. Das Buch enthält viel Zutreffendes und gewährt uns manchen richtigen Aufschluß; aber in den älteren Perioden ist der Unterschied zwischen dem konservativ-hellenistischen Osten und der eigentlichen byzantinischen Hofkunst viel zu wenig herausgearbeitet. Man merkt da, daß die Erforschung der byzantinischen Kunst noch eine sehr junge Wissenschaft ist und daß noch viel Spezialforschungen nötig sein werden, bis wir uns ein einigermaßen anschauliches Bild der Entwicklung im Großen machen können.

In einem Buche über «*Religiöse Reform und mittelalterliche Kunst*» (*Benziger*, Einsiedeln/Zürich) unternimmt es *Werner Weisbach*, uns die Bedeutung der in der Cluniacenserbewegung sich manifestierenden religiösen Erweckung für die Werke der bildenden Kunst klar zu machen. Der Verfasser wagt sich also da an ein Thema von fundamentaler Bedeutung heran, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß wir in der durch Cluny entfachten religiösen Ergriffenheit eine der Haupttriebfedern für den kurz nachher erfolgenden beispiellosen Aufschwung der romanischen Kunst erblicken müssen, wobei auch der Weg für das Aufsteigen der Gotik freigemacht wurde. Dieser religiöse Reformgeist zeigte sich nun nicht nur in der Plastik, die durch Darstellung dämonischer Mächte und aller Höllenqualen die Seelen zu erschüttern und zur Buße zu bewegen suchte, sondern auch in der Architektur, im konsequenten Bestreben, auf die führenden Grundgedanken der frühchristlichen Bauten zurückzugreifen und vor allem die Tiefenperspektive zum Altar hin wieder aufs nachdrücklichste zu betonen. So konnte mit dem oft recht willkürlichen Vielerlei der früheren Zeit, wie den doppelchörigen Anlagen usw. aufgeräumt werden; dadurch aber war ein klarer Ausgangspunkt geschaffen, von dem aus weiter geschritten werden konnte. Nun erstanden in der Folgezeit jene Bauten von feierlicher Großartigkeit, bei denen die Vertikalen immer mehr gesteigert wurden und der architektonische Organismus wie bei Cluny III immer reichere und prächtigere Formen annahm. So sind wir durch die Weisbach'sche Arbeit auf eine der wichtigsten Wurzeln der im späteren 11. Jahrhundert einsetzenden, geradezu explosiven Entwicklung der Baukunst aufmerksam gemacht worden. Es ist ein Buch, mit dem sich ein jeder, der sich mit mittelalterlicher Geschichte beschäftigt, auseinandersetzen muß.

Eine Publikation über schweizerische Münster und Kathedralen des Mittelalters ist eigentlich schon längst fällig — nun sind sogar deren zwei erschienen, eine kleine und eine große! Die kleine, ganz unscheinbar und bescheiden auftretende Veröffentlichung bringt längst vergessene und seit ihrem ersten Erscheinen nie mehr publizierte «*Bemerkungen über schweizerische Kathedralen*» aus der Feder *Jacob Burckhardts* (*Amerbach-Verlag*, Basel); er hat sie mit neunzehn Jahren geschrieben, um

sich damit eine Reise nach Italien zu verdienen (Selige Zeiten, in denen man mit solchen Bemerkungen eine Italienreise finanzieren konnte!). Selbstverständlich dürfen wir in diesen Zeilen nicht die Abgeklärtheit des gereiften älteren Gelehrten erwarten, aber trotzdem hat die Veröffentlichung dieser Bemerkungen einen großen Wert. Nicht nur als zeitliches Dokument, das uns das damalige äußere Aussehen unserer schweizerischen Münster und Kathedralen vor Augen führt und zugleich den Stand der damaligen Forschung widerspiegelt, sondern vor allem weil die Freunde und Verehrer Jacob Burckhardts erkennen werden, wie ihm schon damals am Herzen lag, uns zur Ehrfurcht und Liebe zu den großen Kunstwerken zu erziehen. Besondere Anerkennung schulden wir dem Verlag, daß er dieses Büchlein mit einer ganzen Reihe Stiche aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ausgestaltet hat.

Mit einigem Zaudern nimmt man dann das große, neben dem eben besprochenen kleinen Büchlein fast etwas anspruchsvoll sich ausnehmende *schweizerische Münster- und Kathedralen* buch zur Hand, das 1945 im *Atlantis-Verlag* in Zürich erschienen ist. Als Einführung und Erklärung hat *Peter Meyer* einen ausgezeichneten Text geschrieben. Er beginnt mit einer mehr allgemein gehaltenen historischen Skizze, in der die Geschichte des christlichen Kirchenbaus von Anbeginn bis zum Ende des Mittelalters vor uns entwickelt wird. Hierauf folgen monographisch abgerundete Abschnitte, in denen jede einzelne der vorgeführten Kirchen charakterisiert wird; Literaturangaben bilden den Abschluß. Eine wundervolle Beigabe zu diesem Bande bilden nun die Illustrationen. Als verheißungsvollen Auftakt sehen wir zunächst im Text verschiedene Strichätzungen nach alten Stichen; sie leiten zu den ganzseitigen photographischen Aufnahmen über, die zum größten Teile von *Martin Hürlimann* stammen. Außen- und Innenaufnahmen, sowie Detailbilder von Plastiken und dekorativer Architektur wechseln in bunter Folge und vermitteln uns einen vielfältigen Einblick in den Reichtum unserer mittelalterlichen Münster und Kathedralen. In den Bemerkungen zu den Bildern ist reicher historischer Stoff mit vorbildlicher Sorgfalt zusammengetragen.

Unter dem Titel *«Trésors de l'art florentin»* ist im Verlag *«La guilde du livre»* in Lausanne ein schönes Buch über florentinische Kunst erschienen. Die Blüte von Florenz vom 12. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts tritt uns hier entgegen, also vom Baptisterium und S. Miniato über Giotto und das Quattrocento bis zu Michelangelo; dabei bestreiten selbstverständlich die Werke der großen Frührenaissancekünstler den Hauptteil des Buches. Den anregenden Text hat *André Blum* geschrieben, in dem er erst die Entwicklung der Architektur, dann die verschiedenen Phasen der Plastik und der Malerei an uns vorüberziehen läßt. Zuletzt kommt er auch noch auf die graphischen Künste, die Miniaturmalerei und das Kunstgewerbe zu sprechen; lobend sei auch erwähnt, daß uns Eingangs das geistige Milieu der florentinischen Gesellschaft auf anschauliche Weise geschildert wird. Sehr reich ist der illustrative Teil; auf etwa 150 ganzseitigen Tafeln wird uns eine Auswahl aus den Schätzen der Florentiner Kunst dargeboten. Eine Auswahl sage ich, denn Vollständigkeit darf beim unfaßbaren Reichtum der Florentiner Kunst nicht erwartet werden; aber die Mediceergräber Michelangelos hätten in dieser Monographie vielleicht doch nicht fehlen dürfen, besonders da einer ganzen Reihe auswärtiger (also nicht in Florenz befindlicher, aber von Florentiner Künstlern geschaffener) Kunstwerke Aufnahme gewährt wurde. Im Ganzen aber haben wir es mit einer Veröffentlichung zu tun, die uns in Wort und Bild den genius loci der Arnstadt wirklich nahebringt und die man daher jedem Freund florentinischer Kunst mit gutem Gewissen empfehlen kann.

Von allgemeineren kunstgeschichtlichen Werken sei als erstes die im *Orell Füssli-Verlag* in Zürich erschienene *«Kunstgeschichte der Welt»* von *Hermann Leicht* genannt. Anfangs macht einen zwar dieser etwas volltönende Titel ein wenig stutzig; wenn man aber daraufhin beginnt, in dieser neuen Kunstgeschichte herumzublättern, wird einem bald klar, daß es sich tatsächlich um eine *«Kunstgeschichte der Welt»* handelt. Denn sie berücksichtigt nicht nur die Kunst der Mittelmeerwelt und unseres Abendlandes, sondern in besonders umfassender Weise auch die unsern abendländischen Stilen vorhergehende Præhistorie, sowie die gesamte außereuropäische Kunst. Schon bei der Kunst der Eiszeit wird begonnen und den Kunstkreisen von Afrika, Australien und Ozeanien, von Alt-Amerika, Indien, China und Rußland ist jeweils ein besonderes Kapitel gewidmet. Daß daneben aber auch die Entwicklung der abend-

ländischen Kunst bis ins 20. Jahrhundert in einer ganzen Reihe von Kapiteln behandelt wird, ist selbstverständlich. Diese Kunstgeschichte füllt also wirklich eine vorhandene Lücke aus, denn sie bringt uns Kunstkreise näher, die durch allerhand Fäden mit unsern abendländischen Stilen zusammenhängen und über die sich besonders ältere Kunstgeschichten oft ganz souverän hinwegsetzten. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß diese starke Betonung der außereuropäischen Kunstkreise beim Laien leicht zu Mißverständnissen führen kann. Denn wenn z. B. für den Text der altamerikanischen Kunst mehr Platz als für die italienische Renaissance beansprucht wird, so kann dies doch falsche Vorstellungen erwecken. Es kann daher jedenfalls nichts schaden, daran zu erinnern, daß die auf der griechischen Kunst sich aufbauende abendländische Kunstentwicklung gegenüber allen andern Kunstkreisen doch etwas absolut Einzigartiges ist; selbst wenn die europäischen Kunststile, besonders in Krisenzeiten, primitivere Gedanken und Vorstellungen in sich aufnahmen, haben sie doch mehr als irgend ein anderer Kontinent das Übernommene sublimiert und zu etwas vollständig Neuem umgeformt. Von diesen Einwendungen abgesehen, sind aber die Darstellungen des auch mit reichem Abbildungsmaterial ausgestatteten Buches durchaus zuverlässig; nur einzelne noch nicht genügend erforschte Perioden — ich zähle dazu die frühchristlich-byzantinische und auch gewisse Abschnitte der romanischen Epoche — dürften bei einer späteren Auflage — das gleiche gilt auch für andere Publikationen dieser Art, wie z. B. das nachstehend besprochene Buch von Gradmann — da und dort berichtigt und ergänzt werden.

Haltweg in Bern hat eine handliche kleine *Baustilkunde* von *Erwin Gradmann* herausgegeben, die den Leser «mit den wesentlichen Formen der einzelnen Baustile vertraut machen» soll. Einleitend wird erklärt, wie Bauwerke einerseits der Befriedigung von Lebensbedürfnissen dienen, zugleich aber in den Stilformen das Lebensgefühl und Temperament einer gewissen Epoche zum Ausdruck bringen. Hierauf führt uns der Verfasser durch die verschiedenen Stile des Abendlandes, von der griechischen Kunst bis zum Klassizismus, wobei es ihm gut gelingt, das Eigenartige und Charakteristische all dieser Stilformen eindrucklich und gut verständlich hervorzuheben. Aber bei diesen etwas abstrakten Erläuterungen läßt es der Verfasser nicht bewenden, sondern er führt uns anschließend — und dies zeichnet dieses kleine Werk vor andern ähnlichen aus — in Wort und Bild eine ganze Reihe Baudenkmäler der verschiedensten Stile vor, an denen wir das vorher Erläuterte nun in sinnlich-konkreter Form vor uns sehen. Gegen hundert im allgemeinen gut ausgewählte und technisch einwandfrei hergestellte Abbildungen treten dem erklärenden Text zur Seite.

Ein sehr beherzigenswertes Büchlein hat *Richard Zürcher* geschrieben: *Vom Schicksal des europäischen Kunsterbes* (*Speerverlag, Zürich*). Er stellt uns hier die ungeheure Mannigfaltigkeit und den Reichtum unseres europäischen Kunstgutes, vor allem der Denkmäler der Baukunst, aufs nachdrücklichste vor Augen und bringt uns dadurch zum Bewußtsein, welch großen Verlust die Zerstörung dieser ehrwürdigen Zeugen früherer Generationen für uns bedeutet. Selbstverständlich erwähnt er in diesem Zusammenhang auch den unheilvollen und unseligen Bombenkrieg; gleichzeitig aber erinnert er uns daran, wieviel wertvolles Kunstgut schon früher durch unsere eigene Dummheit und unsere eigene Schuld der Vernichtung anheimfiel. So erwähnt er z. B., daß das, was in Florenz während der Achtzigerjahre in der Neubebauung rings um die Piazza Cavour — er denkt wohl eher an die Piazza Vittorio Emanuele — geschah, in seiner unwiderruflichen Zerstörung eines alten gewachsenen Stadtbilds geradezu an die Wirkung eines modernen Bombenteppichs erinnere. Sehr richtig bemerkt er auch, daß sogar die moderne Denkmalpflege manche Sünden auf dem Gewissen habe, denn durch die Berücksichtigung nur der hervorragendsten Monumente tritt das Interesse für die große Zahl weniger wichtiger alter Bauten unwillkürlich stark in den Hintergrund. Auf diese Weise läßt man es zu, daß die vielen Einzelstimmen, die die Symphonie ausmachen, vernichtet werden, so daß schließlich nur einige wenige Solisten übrig bleiben. Und ebenso muß man dem Verfasser zustimmen, wenn er am Schluß sagt, daß sowohl den Zerstörungen mit der friedlichen Hacke als auch mit der feindlichen Bombe der gleiche Mangel an kultureller Verantwortung zu Grunde liegt, der durch die unheilvolle Aufspaltung historisch gewachsener Zusammenhänge auf allen Gebieten bedingt ist.

Wie ein lebendiges Schulbeispiel zu vielen Aussagen Zürchers wirkt ein Aufsatz *Michael Stettlers* über «*Eingriffe ins Berner Stadtbild seit hundert Jahren*» (*Haupt, Bern*). Hier klärt uns ein zuständiger Fachmann an Hand konkreter Fälle

über viele Bausünden der vergangenen Jahrzehnte bis in die allerneueste Zeit auf. Man muß zwar offen zugeben, daß an vielen Orten noch mehr gesündigt worden ist als in Bern; anderseits aber wirkt auch der kleinste unbedachte Eingriff an einem städtebaulichen Kleinod wie Bern ungleich schwerer als anderswo. Nicht umsonst erinnert uns der Verfasser an die Worte Goethes, Rilkes und Hodlers, die im Lobe dieser einzigartigen Schweizer Stadt alle eines Sinnes sind.

Samuel Guyer.

Bundesrat Schenk

Der Verlag *Albert Züst* in Bern veröffentlichte ein Lebensbild von *Bundesrat Carl Schenk* (1823—1895), verfaßt von *Hermann Böschenstein*, der es in verdienstlicher Weise unternommen hat, unter ausgiebiger Benützung von Tagebuchaufzeichnungen des Geschilderten, die Erinnerung an einen hervorragenden Staatsmann echt schweizerischer Prägung wieder zu beleben und damit die 1908 erschienene, vom Jugendfreunde Kummer stammende Biographie Schenks durch einführende Zeichnung seines inneren Wesens wertvoll zu ergänzen.

Kleinbäuerlichen Verhältnissen entstammend, trat Schenk 1843 nach fröhlich verlebten Studienjahren als Vikar in Schüpfen in den bernischen Kirchendienst, diente 1847 im Sonderbundskriege als Feldprediger beim bernischen Bataillon 10, wurde 1848 Pfarrer in Laupen, das er 1850 in gleicher Eigenschaft mit Schüpfen vertauschte. Hier begann er, Anhänger der Partei Stämpfli, zunächst als Mitarbeiter der radikalen «*Berner Zeitung*» sich politisch zu betätigen und wurde schon mit 32 Jahren zum Mitglied der kantonalen Fusionsregierung gewählt. Als Vorsteher des Innern verstand er es, das schwere Problem der Armenreform zu meistern, wofür er auch im Ausland Anerkennung fand. Erfüllt von Arbeitskraft und Arbeitswillen, befaßte er sich als bernischer Regierungsrat anregend und gestaltend mit den Fragen des Eisenbahnbaues, der Entsumpfung des großen Moores, des Lehrerseminars, kirchlichen Angelegenheiten. 1856 Mitglied des Ständerates geworden, wurde er, von den Berner Radikalen vorgeschlagen, mit Unterstützung von Alfred Escher, der in ihm einen einflußreichen Bundesgenossen für die Gotthardbahn gewinnen wollte, und Augustin Keller im Dezember 1863 in den Bundesrat gewählt, dem er dann, sechsmal als Präsident, volle 32 Jahre angehört hat.

Es ist nicht möglich, die von ihm zum Wohle des Landes geleistete Arbeit hier anders als mit Stichworten anzudeuten: Gotthardbahn und Gotthardkrise, Kultur- und Kunstpflege, Bauwesen, Polytechnikum, Arbeiterfragen, Bundesreform, Landesmuseum, Landesbibliothek, Bekämpfung des Ultramontanismus, Frage des Anschlusses von Mühlhausen, Savoyer-Angelegenheit, Alkoholmonopol. Daß er auch mit Widerwärtigkeiten, Enttäuschungen und Rückschlägen zu kämpfen hatte, beweisen die Begriffe Schulvogt (wobei Keel von St. Gallen die Gegner führte), Impfwangsgesetz.

Bedeutende Freunde und Mitarbeiter waren ihm Welti, Vigier, Kaiser, Roth, Saxer, Hermann, Kern, Kappeler («der gescheiteste Kopf der Bundesversammlung, wie man ihm gesagt habe»). Über die Kollegen im Bundesrat enthalten die Tagebuchaufzeichnungen zum Teil recht scharfe, aber offenbar zutreffende Urteile.

Einige bezeichnende und inhaltlich beachtenswerte Äußerungen Schenks möchte ich zum Schlusse zitieren:

«In der Schweiz sind die öffentlichen Angelegenheiten immerdar nicht nur Angelegenheiten der Regierungen, sondern des Volkes gewesen».

(Gegen die Übernahme hochbezahlter Stellen durch gewesene Bundesräte.)
«Was ist ein Bundesrat, wird man fragen, und antworten: ein Mensch, welcher in einem der sieben eidgenössischen Mastkörbe sitzt, von denen man nach Bankpräsidien ausschaut, und, bis eines in Sicht ist, dem Volke zu dienen vorgibt. Demoralisation der Republik, welche in französische Erscheinungen hineingerät und das Geld Meister über alles werden läßt». — Nach der Wahl in den Bundesrat: «Gebet um Festigkeit für meinen Arm, Sicherheit meinem Willen! Laß meiner Hände Werk wohl geraten! im Vertrauen auf deine Hilfe und deinen Segen lege ich freudig die Hand an das Banner des Vaterlandes! ich werde ihm treu sein bis zum letzten Blutstropfen!»

(Von der Frau des französischen Botschafters.) «Im Anfang in französischer Weise decolletiert, behielt sie später ihre Reize für sich».

(Gegen Minister Kern) «wogegen ich der Meinung bin, daß die öffentliche Rechtlosigkeit, in der sich der Staat und auch die Schweiz befindet, diese veranlassen muß, mehr als je eifersüchtig für ihre Rechte einzustehen und jede Zumutung von mächtigen Nachbarn abzulehnen».

Die Einladung Napoleons an die Schweiz, sich bei einer Konferenz zur Regelung des Verhältnisses zwischen Italien und der weltlichen Macht des Papstes zu beteiligen, bezeichnete Schenk als Unverschämtheit.

1868. «Es ist ein trauriger Gedanke für ein Volk, das Schicksal seines Landes auf *einen* Mann gestellt zu sehen. Cavour fiel und Italien stürzte in trostlose Verwirrung. Nehmt Bismarck weg und wer vermag zu sagen, welches das Schicksal des neuen Preußens sein würde? Lasset das jetzt rasch absterbende Osterreich Beust verlieren — und der Kaiser Franz Joseph klappt zusammen wie ein Ballon, aus dem das Gas entwichen ist und die ganze Reaktion tobt herein».

Recht eindrucklich wird der Unterschied zwischen der Zeit Schenks und der Gegenwart mit ihrer staatlichen Milliardenwirtschaft durch die Tatsache bewiesen, daß er in seiner großen Rede über die Gotthard-Sanierung am 31. Juli 1878 im Nationalrat erklären konnte, die einzige ernsthafte Frage sei die, ob der Bund im Stande sei, die beantragten 6 $\frac{1}{2}$ Millionen Franken aufzubringen!

Das schöne Buch beleuchtet trefflich die Geschichte unseres Bundesstaates im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts und darf auch als ausgezeichnetes Lehrmittel für den staatsbürgerlichen Unterricht empfohlen werden.

Eugen Curti.